

Eirunepé, im November 2007

*»Der Geist des Herrn ist auf mir,
weil er mich gesalbt hat,
zu verkündigen das Evangelium den Armen.«
Lukas 4, 18*

Liebe Freunde, liebe Kulina-Freunde!

Gerade habe ich ein **mehrtägiges „interreligiöses“ Seminar** bei den Kulina des Acuraua-Flusses durchgeführt. Sie leben im äußersten Süden des Kulina-Territoriums dieser Region. 15 Stunden Fahrt dauert es bis dorthin mit unserem Boot mit 25 PS-Außenbord-Motor.

Obgleich sie außerhalb ihres Gebietes immer schon viel **Kontakt mit Katholiken** hatten, wissen sie wenig über deren Konfession. Prozessionen und liturgisches Gebärden fallen ihnen auf. Vor allem sollten die Kulina ihre Kleinkinder taufen lassen, damit deren Seelen im Sterbensfall nicht den Heiden gleich im ewigen Dunkel umherirrten, das habe ihnen der Priester der Region nahe gelegt.

Interessanter finden einige von ihnen die **Pfingstkirche „Gemeinde Gottes“**, in die sie in der Kreisstadt eingeladen wurden. Seitdem der junge Pastor im Gottesdienst bekannte, dass die Kulina, entgegen seiner vorherigen Annahme, doch auch vollgültige Menschen seien, beziehe man sie freundlich mit ein, wenn sie dort eine Veranstaltung besuchen. Stehen sie vor der Heimreise, werde für Bewahrung auf den Flüssen gebetet. Auch machten die Ladenbesitzer, die zu dieser Gemeinde gehören, keine ausbeuterischen, sondern korrekte Geschäfte mit ihnen. Die Kulina erleben etwas von christlicher Gemeinschaft und Ethik. Aber, so fragen sie, wie geht man damit um, dass diese Christen behaupten, allein und ausschließlich ihre Lehre sei die richtige? Auch den Kulina kommt manches daran sehr eigen vor, insbesondere die strengen Verhaltensregeln, die selbst alltägliche Grußformeln in falsch und richtig unterteilen.

Während unseres Seminars wollten wir direkt aus dem Neuen Testament **mehr über den Jesus von Nazareth erfahren**, der sich, nach Lukas, mit den obigen Worten in seiner „Antrittspredigt“ vorstellte. Anhand einiger Texte bedachten wir sein Leben, sein Handeln und seine Lehre. Das verglichen wir dann mit dem Jesus-Bild, das die Kulina durch Kontakt mit katholischer und Pfingstkirche haben. Wichtiger noch war, dass wir auch einen Bezug herstellten zu einigen Geschichten ihrer eigenen, mündlichen Überlieferung, wie auch zu ihren traditionellen Lebensregeln.

Als zentrale Erzählung hatte ich die **Begegnung Jesu mit den zehn Aussätzigen** gewählt. Zunächst vertieften wir Stück um Stück den Text aus dem 17. Kapitel des Lukas-Evangeliums. Wir machten uns klar, dass Jesus, unterwegs nach Jerusalem, nicht zufällig in die Nähe Samariens geriet, sondern gezielt den Umweg dort vorbei wählte; dass die Samariter beim Volk Jesu wegen ihres von ganz anderen Kulturen beeinflussten Glaubens schlecht angesehen waren; dass längst nicht alle Aussätzigen schwerwiegende oder ansteckende Krankheiten hatten: auch harmlose Schuppenflechte konnten von den Priestern zum Aussatz erklärt werden; dass die Aussätzigen vielmehr darunter litten, aufgrund priesterlicher Entscheidung zum Tabu erklärt und so völlig vom normalen Leben ausgeschlossen zu sein.

Von den zehn Aussätzigen ist es dann gerade ein Samariter, der nach seiner Heilung zu Jesus zurückgeht, um Gott und ihm seine Ergebenheit zu zeigen und zu danken. Und im Gegensatz zu den anderen Neun spricht Jesus diesem Samariter Glauben zu. Vom religiösen Stigma, aussätzig zu sein, war er befreit worden. Ein Samariter war er geblieben. Doch weil er als ein solcher zu Jesus zurückkam, hat dieser ihm zugesprochen, was die Israeliten den



Frauen beim Rundtanz. Zeichnung von Shope Kulina

Samaritern absprachen, echten Glauben. Durch die Heilung vom Aussatz hatte Jesus diesem Mann die Grundlage zu einem normalen sozialen Leben gegeben. Durch den Glaubenszuspruch hat er das diskriminierende Vorurteil gegen ihn widerlegt und ihm so endgültig ein neues Selbstwertgefühl ermöglicht.

Wir spielten die Begebenheit auf dem Dorfplatz nach. Zehn Männer bat ich, sich zerrissene Kleider anzuziehen, denn Aussätzige waren seinerzeit verpflichtet so herumzulaufen. Die zehn Kulina nahmen sich einfach ihre Hemden und Hosen, die sie zum Fischen und auf dem Feld anziehen, die bestehen teilweise mehr aus Löchern als aus Stoff. Diesen „Aussätzigen“ fiel ihre Rolle am leichtesten.

Ich hatte zuvor den entsprechenden Bibeltext auf Kulina an die zwei Tafeln der Dorfschule geschrieben. Um fortzufahren, wollte ich anschließend die Schreibflächen reinigen. Sofort wandten einige ein: „Noch nicht wegwischen, die Geschichte wollen wir erst abschreiben!“ — „Was denn, das alles?“ Zwei Schultafeln voll Text ins eigene Heft zu übertragen, dafür brauchen die meisten immer noch eine Stunde oder länger. „Doch, die Geschichte müssen wir behalten, es ist eine gute Geschichte.“

Dass es der „doppelt Aussätzige“ ist, dem Jesus aufgrund dessen Ehr- und Dankerbietung Glauben zuspricht, und der so am Ende eigentlich dreifach geheilt ist — körperlich, sozial und an seiner diskriminierten Seele — , das hat die Seminarteilnehmer angesprochen.

Wenn man fragt, was die Kulina in Kirchen und Missionsstationen schon gehört haben über **Jesu Lehre**, werden vor allem viele Verbote aufgezählt: Jesus untersage den Alkohol-Genuss, das Tanzen, das Rauchen usw.

Wir sahen uns u. a. das „Doppelgebot der Liebe“ nach Matthäus 22 an, dazu die „goldene Regel“: »Alles nun, was ihr wollt, dass euch die Leute tun sollen, das tut ihnen auch! Das ist das Gesetz und die Propheten« (Matthäus 7, 12). Als die Kulina dies in ihrer Sprache lasen, kam sofort der Kommentar: „Das entspricht doch der positiven Seite des Manakô, wie er uns von alters her überliefert ist!“

Ihr ganzes Leben ist bestimmt vom **Manakô**. Er meint ein nie aufgehörendes Geben und Nehmen, das sich im fortwährenden Hin und Her die Waage halten soll. Es beginnt bei der Bereitschaft, idealerweise alles zu teilen, was man besitzt. „Du bist geizig!“ ist für einen Kulina eine der schlimmsten Beschimpfungen. Aber der Manakô geht weit über das rein Materielle hinaus. Er bezieht sich ebenso auf gegenseitige Hilfe, Aufmerksamkeit, gemeinsames Lernen, die politische Organisation der Dorfgemeinschaft, aber auch auf das Vergnügen und die Spiele. Nie soll jemand nur aktiv und ein anderer nur passiv beteiligt sein, egal, worum es sich handelt, ob beim Ballspiel der Kinder, beim gemeinsamen Arbeiten, oder beim Diskutieren eines Problems während einer Dorfversammlung. Aber auch verbale oder körperliche Aggressionen haben in diesem Gesetz ihren Freiraum und ihre Grenzen.

So wurde allen deutlich: was das christliche Ideal eines gemeinschaftlichen Lebens in Gleichheit und Geschwisterlichkeit angeht, können die Kulina nur verlieren, wo sie beginnen, sich am Leben der „Weißen“ zu orientieren, ob diese nun weniger oder mehr kirchlich sind. Allein die Bibel selbst kann ihnen Anregung geben, kaum aber, was sie bei den Nicht-Indianern, die nominell ja fast alle Christen sind, erleben.

Als wir zu **Tod und Auferstehung** Jesu kamen, war ich auf Verständigungsschwierigkeiten gefasst. Aber das Gegenteil war der Fall. Der ehemalige Dorfvorsteher Omá, ein exzellenter Kenner der mündlichen Überlieferung, sagte bald, mit Jesu Tod sei es doch so ähnlich wie mit dem Jungen, der seine Eltern auf einer großen Lichtung im Wald bat, ihn lebendig zu begraben. Nach drei Tagen sollten sie wiederkehren. Als sie am dritten Tag nach ihm schauen wollten, fanden sie vor, was sie bis dahin noch nicht gekannt hatten: ein herrliches Feld mit all den Pflanzen und Früchten, die die Kulina seitdem anbauen und schätzen.

Die Evangelien geben vielfach Zeugnis davon, wie **Jesus seinerzeit die sozial Verachteten ihren Verächtern vorzog**. Für die Kulina ist es anregend und ermutigend, so etwas vom Gottessohn zu hören, dessen Bildnis sie auch an den Wohnzimmerwänden derer sehen, die über sie die Nase rümpfen.

Wohin kann die Begegnung mit dieser ganz originalen Seite Jesu führen? Die Kulina merken, dass das irgendwie christlich beeinflusste Leben der „Weißen“ und Jesus bei weitem nicht identisch sind. Im Gegenteil. Jene meinen vielfach, den Kulina das letzte im Namen Gottes madig machen zu müssen, was ihnen nach Jahrhunderten der Vertreibung, Missachtung und Ausbeutung noch geblieben ist, ihre Überlieferung und Lebensform. Die Botschaft des Jesus von Nazareth ist es aber, dass er ihnen gerade *mit* ihrer eigenen Lebensform und Überlieferung ganz nahe ist. Und sie sind ihm und seiner Predigt nahe, welche alle gängigen Vorstellungen von damals wie von heute auf den Kopf stellt: arm kommt vor reich, ohnmächtig vor mächtig, geschwisterliche Gleichheit vor sozialer Rangordnung, die Geringgeschätzten vor den gut Angesehenen.

Die besondere **Stärke vieler indigener Völker ist ihr Gemeinschaftsleben im Dorfverband**. Es ist eines der wenigen Dinge, in denen sie den vom Individualismus bestimmten Siedlungen und Städten der Nicht-Indianer überlegen sind. Vielerorts ist es aber leider christliche Predigt, die auch diese Stärke noch zu brechen versucht. Es wird behauptet, man bringe die unverfälschte Botschaft Jesu, aber vermittelt wird ein Ideal persönlicher Frömmigkeit, wie man es in westlicher Mittelklasse antrifft. Die Einzelperson und das materielle Wohlergehen ihrer Kleinfamilie stehen da im Vordergrund.

Unsere Hoffnung ist es, dass die Kulina durch unsere gemeinsame „Begegnung“ mit dem Messias der Armen zunehmend **eigenständiger, bewusster und auch selbstbewusster bestimmen, welche christlichen Einflüsse sie für sich wollen und welche sie nicht wollen**.

Zohé ist Dorfschullehrer und guter Bekannter des Pastors der „Gemeinde Gottes“. Dieser, so erzählte Zohé während unseres Seminars, habe ihm vorgeschlagen, bei der staatlichen Indianerbehörde um die Genehmigung eines Kirchbaus im Dorf am Acuraua-Fluss zu bitten. Er, der Pastor, würde sich dann schon um die Finanzierung und den Bau kümmern. Zohé habe freundlich genickt. Doch habe er später bei der Indianerbehörde nichts davon gesagt. Bei Aufhalten in der Kreisstadt gelegentlich auch mal die „Gemeinde Gottes“ aufzusuchen, sei gut. Aber im Dorf möchte er keine solche Kirche. Denn er wolle keine Spaltung der Dorfgemeinschaft in „Ungläubige“ und „Gläubige“, wie sich die Anhänger der Pfingstkirchen in Abgrenzung von anderen Konfessionen selbst bezeichnen.

Bald nach Einbruch der Dunkelheit rufen abends die Frauen mit lautem Gesang engelartige Wesen aus dem Wald herbei. Den Kopf und den Körper ganz und gar von Palmfaser-Umhängen bedeckt, tauchen nacheinander Zohé und einige andere gerade erst zu Schamanen ausgebildete Männer vom Waldrand auf dem Dorfplatz auf, wo nun sie, im Kreistanz mit den Frauen, die Gesänge anführen.

Zohé hatte mir zuvor gern das Fotografieren gestattet. Weil es stockduster ist, mache ich die Fotos aus nächster Nähe. Jedes Mal, wenn das Blitzlicht grell die Dunkelheit durchfährt, schreien einige der Frauen auf, um dann gleich darüber zu lachen.

Am nächsten Tag setzen wir das Seminar fort. Obgleich Zohé sechs Kinder zu ernähren hat, ist er jeden Morgen und Nachmittag dabei. Ich frage ihn, was die Leute der „Gemeinde Gottes“ dazu sagen, dass er und einige andere seines Dorfes Schamanen sind. „Gar nichts.“ — „Wie, keinerlei Kommentar?“ — „Nein, denn sie wissen ja nichts davon. So ist es auch besser, sie könnten es sowieso nicht verstehen.“ Er lächelt mich an. Ich bin einmal mehr froh, dass mein Auftrag unter ihnen nie der gewesen ist, für die Mitgliedschaft in einer Kirche zu werben, sondern dass wir hier den Weg des Dialogs gehen. Und ich bin dankbar für die gegenseitige Offenheit und für das Miteinander in Reden, Denken und Handeln, die dieser Weg an manchen Stellen mit sich gebracht hat.

Eine andere Art heilsamen interreligiösen Dialogs ist Christianes Arbeiten mit den Kulina am **Tuberkulose-Problem**.

Seit Jahrzehnten haben viele Hilfwillige den Indios allerorts erklärt, dass insbesondere die häufige Lungen-Tuberkulose ansteckend ist und deshalb frühestmöglich behandelt werden sollte. Und dass die Behandlung über sechs Monate durchgeführt werden muss, um einen Rückfall zu vermeiden. Doch nützen solche Belehrungen wenig, wenn dieselbe Krankheit im Kopf des Patienten und seiner Angehörigen ganz anders verstanden wird: wenn er „Ansteckung“,

„Bakterien“ und derartiges nicht mitdenken kann; und wenn er Hilfe traditionell nur von den Schamanen, nicht aber von darauf gar nicht ansprechbaren Ärzten erwartet. Und lässt sich die kranke Person dann doch irgendwann auf die fremde Medizin ein, dann ist es ihr nicht einsichtig, warum sie ein halbes Jahr lang starke Medikamente einnehmen soll, wenn sie sich doch nach zwei Wochen schon wieder gesund fühlt.

Um diese für alle frustrierende Erfahrung nicht zu wiederholen, hat Christiane zunächst mit einer sehr breit angelegten Erhebung unter den Kulina begonnen. Sie zeichnete Interviews auf, in denen verschiedenste Kulina darüber sprachen, wie sie die Lungen-Tuberkulose verstehen, von den Ursachen über die Krankheitszeichen bis zur Behandlung und den Schwierigkeiten dabei. Anschließend wertete sie die dutzenden von Aufnahmen detailliert aus. Soweit hatte ich vor längerem auch schon einmal berichtet.

In unserer Hör-Zeitschrift „Titihade“ legte sie den Kulina dann die ersten Ergebnisse dar, setzte sie in Beziehung zu unserer Medizin und forderte sogleich auf, gemeinsam mit ihr am Verstehen dieser Krankheit weiterzuarbeiten. So hat sie dieses Jahr mit den Schamanen nahezu aller 20 Dörfer gesprochen, um ihren Umgang mit Tuberkulose noch genauer zu verstehen. Dabei wurde unter anderem auch deutlich, wie genau das Wissen der traditionellen Heiler um die verschiedenen Symptome dieser Krankheit ist.

Für mich beeindruckend war die Bereitwilligkeit, mit der diese Männer auf Christianes Anliegen eingehen und es teilweise zu ihrem eigenen machen. Doch dürfte es auch das erste Mal sein, dass jemand ihnen helfen will, indem er zunächst *ihr* gedankliches Konzept ernst nimmt und zu verstehen sucht.

Die Lungen-Tuberkulose fordert seit dem Vordringen nicht indianischer Siedler in den hiesigen Teil des Regenwaldes unzählige Todesopfer unter den Kulina. Um diesem erschreckenden Leiden etwas entgegenzusetzen, mussten es die Kulina irgendwie verstehen können. Dazu suchten sie nach Erklärungen vor allem in der eigenen Religion.

Hat man sich dieses aus der Not erwachsene Verstehenskonzept aber einmal bewusst gemacht — Christiane wie auch die Kulina selbst — kann darauf aufgebaut und können auch Errungenschaften unserer Medizin eingebracht werden. Noch während dieser Regenzeit möchten deshalb alle Schamanen unserer Region mit Christiane zum ersten Mal ein eigenes Seminar durchführen.

Ihnen und Euch allen wünsche ich nun eine Weihnachtszeit erfüllt von der mutigen Hoffnung auf den, von dem Maria anlässlich ihrer Empfängnis sang: „Er stößt die Gewaltigen vom Thron und erhebt die Niedrigen.“

Ihr/Euer

Frank Tiss

*Falls Empfänger verzogen, nachsenden!
Anschriftenbenachrichtigungskarte mit neuer Anschrift!*

«Menge»
«PersID»

«Name1»
«Name2»
«Name3»
«Strasse»
«PLZ» «Ort»
«Ländername»

In Rundbriefen berichten Missionare in eigener Verantwortung über ihre Eindrücke und Erlebnisse. Das Missionswerk übernimmt die Vervielfältigung und den Postversand. Falls sich Ihre Anschrift ändert oder Sie den Rundbrief lieber per E-Mail erhalten wollen, informieren Sie uns bitte:
Ev.-luth. Missionswerk in Niedersachsen, Rundbriefversand, Postfach 1109, 29314 Hermannsburg.
Telefon: (0 50 52) 69-0 oder Durchwahl 69-240 oder
E-Mail: s.liebner@elm-mission.net.
Spendenkonto 91 91 91 bei der Sparkasse Celle (BLZ 257 500 01) Stichwort „Tiss“ oder
online unter www.spenden-fuer-mission.de.